

... und Friede auf Erden?

Detlef Berentzen / Da war dieser Anruf: Schreib mal was – „Et in terra pax“. Schau zurück. Auf das Jahr und überhaupt. Und da habe ich mich am Abend, aus der Kälte kommend, in meinen knallroten Ohrensessel gesetzt. Ein wenig schäbig ist der schon, verschlissen, aber gut fürs Sitzfleisch und mächtig ans Herz gewachsen. Habe mir eine Pfeife angezündet, ein Glas roten Wein ohne jedes Abendmahl auf den Tisch gestellt und lange nachgedacht. Gesucht habe ich, in jedem Winkel meines Halbjahrhundert-Gedächtnisses, nach Frieden gesucht und keinen gefunden.

Doch, doch, damit wir uns nicht falsch verstehen: Es gab immer schon friedliche Momente, auch in diesem Jahr, wunderschöne, Wonnemomente, meine eigenen kleinen Jubelgründe, der Blick aufs sonnenbeglänzte Meer, meine Frau im Arm, wir gurren, der Wind bläst den Kopf frei und all das soll nie enden. Solche Momente gab es. Schön. Immer wieder. Aber wenn man als Folie für diese Momente den sozialen Zustand der Welt nimmt, der einem immer wieder in die Glieder fährt, sozusagen das große Buch aufschlägt, in dem alles verzeichnet ist, was da weltläufig los war, da gab es in meinen letzten gut fünfzig Jahren nicht eine Minute Frieden für diese ganze Welt, die von oben betrachtet so wunderschön aussehen soll. Sagen die Astronauten. Auch die Kosmonauten.

Es gab ihn einfach nicht, diesen göttlichen Moment des weltweiten Staunens, des Innehaltens, dieses Spüren, etwas ist anders, es hat aufgehört, die Welt hat einen stillen Glanz und Lennons „Give peace a chance“ hat Folgen gehabt. Diesen Traum-Moment gab es nicht. Hat es nie gege-

ben. Wirklich nicht. Und vor meiner Zeit erst recht nicht. Großvater trug Uniform. Vater trug Uniform. Auch später noch, als er sie längst abgelegt hatte. Als Korea kam, Vietnam, Chile, Nicaragua, Falklands, all das. Und wir heiser wurden. Vom immergleichen Schrei: Nicht in unserem Namen! Und doch wurde geopfert. Immer wieder geopfert. Auf dem Altar von Ideologie und Mammon. Junges Leben. Ein Marschbefehl genügte. Genügt immer noch. Bali, Djerba, Belfast, Baskenland, Pakistan, Bosnien, Kosovo, Indien, Israel, Palästina. Trotzdem. Da gibt es andere Bilder.

Das Mädchen sitzt auf den Steinen des Berliner Gendarmenmarkts. Mit anderen Schülerinnen. Im Kreis. Intifadatücher um den Hals. Friedensdemo. Hält ein Plakat: „Geld für eine gerechte Welt, nicht für Bomben.“ Und schaut ernst. Viel zu ernst. Traurig. Ist Seismograph für den Zustand der Welt. Und sollte doch lachen. Doch da waren die Türme schon längst eingestürzt. Ground Zero. Da waren die Feuerwehrleute längst verbrannt. Oder Helden. Mitten im Inferno den Menschen ein Retter sein. Das nicht vergessen. Das gab es auch

May your strength

give us strength

May your faith give us faith

May your hope give us hope

May your love bring us love.

Das Lied von Springsteen habe ich verdammt oft gehört in diesem Jahr – „Into the fire“. Manchmal hatte ich dabei das dumpfe Aufklatschen der Körper der Verzweifelten vor dem Trade-Center im Kopf. Aus dem Film der Naudet-Brüder. Ein Geräusch, das bleibt. Ganz nah. Im inneren Ohr. Und keinen Frieden bringt.



Das „Zero“ vom Ground steht für Null. Für den Beginn einer angeblich neue Zeitrechnung. Für Terror und Kriege der besonderen Art. Mit langbärtigen „Gotteskriegern“, die nichts anderes als ihre Gottlosigkeit inszenieren. Steht für eine neue „Bedrohungslage“ und mehr Stacheldraht. Für Drohungen wie „Der Sturm der Flugzeuge wird nicht aufhören“, für die Ansage „Sie werden den Preis zahlen“, für die „Achse des Bösen“ und Bomben auf Hochzeitsgesellschaften. Steht aber auch für frisch rasierte Muslims in Kabul und für Mädchen, die zum ersten Mal in Trümmern zur Schule gehen dürfen. Und für ein Lachen auf Gesichtern, das es vorher nicht gab. Kleine Momente des Friedens. Ansonsten aber busht es gewaltig: „Kampf gegen den Terror bis zur Ausrottung!“ Und deshalb ausrottende Präventivkriege führen, wo es gerade nötig scheint. Wo das Feindbild passt. Und entlastet. Und wo Terroristen und Mörder nicht gerade Verbündete sind, die man dringend braucht. Es wird Frieden geschaffen. Auf Erden. Im Namen der zivilisierten Welt. Mit Waffen aus Pflugscharen.

Es geht voran.

Keine Atempause. Die Faulen werden geschlachtet, die Welt wird fleißig. Die Hässlichen werden geschlachtet, die Welt wird schön. Die Feinde werden geschlachtet, die Welt wird freundlich. Die Bösen werden geschlachtet, die Welt wird gut.

Ein Gedicht vom alten Erich Fried

Nach dem Vortrag dieser Zeilen vergaß Fried eines nie zu sagen: „Natürlich wird durch dieses Schlachten der halben Welt die andere halbe Welt nicht besser, sondern sie wird zu einer Welt von überlebenden Schlächtern.“

Es käme vielleicht darauf an, eine ziemlich wichtige Frage zu stellen. Warum und wie konnte die Welt zu einem solchen Ort werden? Einem Ort, an dem das eigene Wohlsein, der glückliche Moment, das Murmeln des Baches, die zärtliche Umarmung, die kleine Freude verbunden sind mit soviel flimmerndem Grauen. Denn das Grauen flimmert. Auf dem Bildschirm. Tag für Tag. Und macht stumpf. Und doch nicht: Die Türme. Und doch: Palästina. Israel. Gewöhnung. Kaum jemand hat gefragt, in welchen Köpfen diese Massaker schlussendlich explodieren. Wen sie verbrennen.

Das ganze Jahr habe ich darauf gewartet, dass jemand sagt, nicht ich, jemand von großer Bedeutung und mit Entscheidungsmacht, ein visionärer aufrechter Staatschef vielleicht: „Wir haben verstanden!“ Verstanden beispielsweise, dass man Tschetschenien nicht ohne Folgen für Moskau zum Schlachthof machen kann. Folgenreich verstanden, dass der Osten, der nahe, der brennende, mehr braucht als die immergleichen guten Worte. Verstanden, dass man die Dritte Welt, den Süden vom Norden, nicht als Hinterhof halten kann, ohne dass dieser Süden irgendwann vor der

Tür steht. Und hereinkommt. Unsere Chappi- und Medikamentenregale leeräumt. Weil Hunger. Und Wut. Und Aids. Das ganze Jahr habe ich darauf gewartet und die Säbel haben gerasselt, dass es ohrenbetäubend war.

Es reicht. Keine Opfer mehr. Richtig. Opfer sind zu verhindern. Auch mit Gewalt. Wer will schon krepieren? Was, wenn es meine Frau trifft. Rein zufällig. Meine Freunde. Mich.

Das habe ich in meinem Sessel gefürchtet. Gegen Ende des Jahres. Es war immer noch kalt da draußen. Keine Opfer mehr. Doch gilt das für alle, die zu Opfern gemacht werden. Weltweit. Keine Gesinnungsethik, sondern eine universelle. Denn es sind Schmerz und Wut der Opfer, die zu selbsternannten Rächern mutieren – als Container für Hass und Ohnmacht der Vielen. Es hört sich leider verdammt simpel an, aber fast glaube ich, es würde schon reichen, dass die Menschenrechte wirklich für alle Menschen gelten. Und durchgesetzt werden. Überall. Auch in Kreuzberg. Und in Chile. Habe ich gedacht. Wohl geträumt eher. Doch da war mein Glas mit dem Rotwein bereits leer. Die Pfeife erloschen. Und immer noch kein Friede auf Erden. Aber der

Wunsch danach lebendig. Stark war der. Sehr stark. Stärker denn je.

